

Der Überfall

Es klingelte. Sicher Māris oder Ivars, dachte ich, vielleicht auch Ivars' Bruder. Sie kamen manchmal abends auf ein Bier oder eine Flasche Wodka vorbei. Ich ging zur Wohnungstür und öffnete, bereute es aber im selben Moment.

Da waren wieder diese beiden, der eine kräftig und groß, wettergegerbte Visage, der andere schwächlich, rundlicher Kopf, fast sanfte Gesichtszüge.

Sie hatten schon vor ein paar Tagen mit einem leeren Eimer vor der Tür gestanden, «ūdens» sagten sie, und «virtuvē», wollten in die Küche, Wasser holen. Ich war überrumpelt, warum gerade aus der Küche und warum fragten sie mich? Ich schickte sie ins Bad gleich neben der Wohnungstür und fasste, als die beiden wieder weg waren, den ernsthaften Vorsatz über diesen Vorfall nachzudenken. Gab es Wasser nicht überall, warum stiegen sie da zu mir in den fünften Stock herauf? Doch sobald ich wieder am Schreibtisch saß - wegen der Kälte, gegen die die schwache Fernheizung kaum etwas auszurichten vermochte, in Mantel und Handschuhen - versank ich in andere Welten und es blieb bei dem Vorsatz.

Nun stürmten eben diese beiden herein, «Russian Mafia», brüllte der Große und «laupīšana», Überfall, er drängte mich vor sich her in die Küche. Schon hatte er den Inhalt eines Müllbeutels, der unter der Spüle lag, auf dem Boden verteilt. Dabei sah er mich hämisch an - offenbar sollte ich mich gedemütigt fühlen.

Ich guckte schockiert, auch wenn es fast zum Lachen war, was sollte das denn werden? Dann begann der Große meinen Kühlschrank auszuräumen, in den Müllbeutel hinein - der schockierte Blick gelang mir nicht mehr, die russische Mafia klaute Essen? Ich ging in Gedanken durch, was mir schlimmstenfalls abhanden kommen könnte: Das Geld lag unterm Schrank versteckt, ich konnte behaupten, keines zu haben. Sonst waren da keine Wertsachen - nur der Laptop.

Mittlerweile war der Große fertig mit meinem Kühlschrank. Er suchte aus einem Sack Zwiebeln, der kaum vierzig Santīmu gekostet hatte, demonstrativ drei heraus. Doch plötzlich schnappte er sich mein Küchenmesser und kam damit auf mich zu, hielt es mir an die Kehle, fing an auf mich einzureden - ich verstand ihn nicht, was ihn nur immer wütender machte. Aus den Augenwinkeln sah ich den Kleinen verlegen lächeln, fast ein wenig schüchtern stand er im Kücheneingang. Der Große drückte fester zu, brüllte auf mich ein, ich zitterte. Was wenn es keine letzte Hemmschwelle gab, wenn mein Schicksal hier und jetzt auf denkbar unsinnige Weise besiegelt war, wegen ein wenig Käse und drei Zwiebeln?

Dann hörte ich aus seinem Wortschwall mehrmals «policija» heraus und bedeutete ihm, dass ich verstanden hatte. Nach einigen letzten Drohungen ließ er von mir ab, schob mich vor sich her in das Zimmer neben der Küche, das ich zugleich als Wohn-, Arbeits- und Schlafzimmer nutzte. Schon hatte der Große eini-

ge volle Bierflaschen eingesammelt, die noch vom gestrigen Abend neben dem Schrank auf dem Boden standen, auch eine Flasche lettischen Champagners verschwand – anerkennend kommentiert – im Müllbeutel.

Dann fiel sein Blick auf den Laptop, er rief dem Kleinen, der noch im Flur stand, etwas zu, der antwortete zurückhaltend. Ich stellte mich vor den Schreibtisch und protestierte auf Englisch, obwohl kaum eine Chance bestand, dass die beiden mich verstanden: Den Laptop könnten sie nicht mitnehmen, darauf seien wichtige Daten, die letzte Sicherheitskopie bestimmt ein halbes Jahr her und sowieso sei es ein ziemlich altes Gerät – der Große schob mich unwillig weg und riss den Stecker aus der Wand, der Laptop ging aus.

Und dabei – ich konnte es kaum fassen – beließ er es. Stattdessen fischte er auf dem Rückweg ein grünes Klumpenhandy und eine uralte Digitalkamera, die für fünf Bilder einen Satz Batterien brauchte, aus einem Fach meines Schrankes. Ich gab auf verstehen zu wollen, nach welchen Prinzipien ich ausgeraubt wurde – das waren beides Dinge, die ich nur allzu gern loswurde. Man hatte sie mir großzügig und in bester Absicht für meinen Lettlandaufenthalt geschenkt, weshalb es nicht möglich gewesen war, sie wegzuschmeißen.

Dann stand ich allein mit dem Komplizen im Flur, während der Große meinen zweiten Raum durchsuchte, den meine Vermieter als Rumpelkammer nutzten.

Der Kleine sah mich mit großen Augen an, lächelte, fast als wollte er sagen: «Tut mir leid, du, ich bin da irgendwie hinein geraten.» Er kramte im Beutel und zog das Handy und die Digitalkamera hervor, schob beides unter einige Schals und Jacken, die auf dem Flurschrank lagen. Dann kam der Große auch schon zurück und einige Sekunden später waren die beiden weg.

Der nächste Morgen verlief zäh. Ich ging einkaufen, denn der Kühlschrank war leer. Sonst tat ich nichts. Ich hatte nicht wirklich Vertrauen in die örtliche policija, die sah man immer mit einer trabiartigen Blechschüssel auf der Suche nach illegalen Einwanderern um die Blocks fahren. Was, wenn sie die beiden verhafteten, aber gleich wieder laufen lassen mussten, weil die kaum etwas geklaut hatten? Ich könnte mich nicht mehr vor die Tür trauen aus Angst, dem Großen auf der Straße zu begegnen. Andererseits – was, wenn sie nun öfter vorbeikämen? Am besten weg aus Limbaži und woanders weiter schreiben, vielleicht in einer anderen lettischen Stadt oder gleich in Litauen oder Estland.

Es klingelte. Ich ging zur Wohnungstür. «Wer da?» fragte ich. «Russian Mafia», kam die Antwort. Ich öffnete. Es war Ivars, den ich vorhin auf dem Weg zum Supermarkt getroffen und dem ich von dem Überfall erzählt hatte. Er brachte Bier mit, also setzten wir uns – beide auf den Boden, da ich nur einen Stuhl hatte – hörten Musik und tranken.

«Anscheinend wollten sie einfach nichts Wertvolles klauen», meinte Ivars, als die Sprache auf den Laptop kam. «Nichts, was dich zwingen könnte, zur Polizei zu gehen.»

«Sie müssen mich irgendwoher gekannt haben», sagte ich. Ivars trank. «Vielleicht aus dem ›Klementīni‹? Als wir an Weihnachten dort waren?» Er stand auf und stellte am Laptop neue Musik ein.

So saßen wir in meiner Wohnung und tranken, wärmten Geschichten auf. Als das Bier zur Neige ging, stapften wir durch den Schnee zum Supermarkt und kauften eine Flasche ›Rīgas Melnais balzams‹, ein traditioneller lettischer Likör aus Lindenblüten, Kalmuswurzeln, Eichenrinde, schwarzem Pfeffer und unzähligen anderen Zutaten, vollkommen schwarz und bittersüß.

«Ich werde abreisen», sagte ich, als wir wieder in der Wohnung waren. Draußen dunkelte es bereits. «Erst mal nach Riga.» Ich nahm einen Schluck aus der Flasche und setzte mich.

Ivars war anderer Meinung, er hockte da gegen ein Bein des Schreibtischs gelehnt auf der Isomatte, die mein Bett war, vor sich den Balzams. «Ich kenne eine Menge Leute in dieser Stadt.» Er grinste breit. «Und so groß ist Limbaži nicht, man könnte herausfinden, wer das war und», er trank, plötzlich wurden seine Züge hart, «dafür sorgen, dass ihm etwas zustößt.» Schon lachte er wieder, aber ich war mir nicht sicher, ob er es nicht doch ernst gemeint hatte. «Du solltest

einfach zur policija gehen», meinte er, «die machen zwar oft keine gute Figur, aber ihr Städtchen kennen sie.»

Letztlich überzeugte er mich – als auch der Balzams zur Neige ging, begab ich mich aufs Polizeirevier, es war nur zwei Blocks weiter.

Man brauchte etwa eine halbe Stunde, bis jemand gefunden war, der Englisch sprach, dann wurde ich in einem kleinen Raum vernommen. Was denn geklaut worden sei, wollte der Kommissar wissen. Der Übersetzer gab es an mich weiter, «Mit geschätztem Wert.» fügte er hinzu.

«Eine halbe Paprika», begann ich, «rot, und eine ganze gelbe, etwa fünfunddreißig Santimu.» Der Übersetzer übersetzte, der Kommissar guckte interessiert, der Schreiber hackte auf seine uralte Schreibmaschine ein. «Hundertfünfzig Gramm Käse – der direkt hier aus Limbaži – sechzig Santimu, drei Zwiebeln, fünf Santimu.» Ich kam mir reichlich albern vor. «Fünf Flaschen Bier.»

Das Gesicht des Kommissars belebte sich, «Welche Marke?», fragte der Übersetzer.

«Drei Mal ›Cēsu alus‹ und zwei ›Porteris‹», antwortete ich.

«Ein Lat neunzig», wusste der Kommissar.

«Acht Eier», fuhr ich fort, «vierzig Santimu», ich kannte das englische Wort für Quark nicht und wurde zu eingehenden Konsistenzbeschreibungen genötigt,

da auch das nichts half, sollte ich malen. Schließlich landete Quark im Protokoll.

Als ich die beiden endlich beschreiben durfte, wurde der Kommissar hellhörig, er redete aufgeregt mit dem Schreiber, wollte mehr über den Großen wissen. «Wir haben eine Idee», meinte der Übersetzer schließlich, «um wen es sich handeln könnte.»

Schon am nächsten Morgen hatten sie ihn: Kārlis Krastiņš, er war kaum einen Monat auf freiem Fuß gewesen. Hatte im Park von Limbaži jemanden getötet und deswegen den Großteil seines Lebens im Knast verbracht. Man rief mich erneut auf die Polizeiwache, diesmal sollte ich mein Küchenmesser mitbringen, es war Beweismaterial. Ich wurde zu einem Verhörzimmer gebracht, in das ich hineinschauen sollte und tatsächlich: Sie hatten den Richtigen, der, der mich überfallen hatte, war Kārlis Krastiņš - mir wurde schlecht bei dem Gedanken, dass er schon mal getötet hatte. Sicher hatte ich Angst gehabt während des Überfalls, aber ich war dennoch der festen Überzeugung gewesen, dass mir nichts passieren würde, wenn ich die beiden nicht provozierte.

Es folgte eine geordnete Gegenüberstellung, wie im Film: Ich sollte Kārlis Krastiņš hinter einer verspiegelten Glasscheibe zwischen zwei anderen identifizieren. Was nicht allzu schwer war, da man bei diesen beiden offensichtlich aus dem Bestand der gerade Einsitzenden hatte schöpfen müssen, sie sahen ihm nicht allzu ähnlich. «Nummer Zwei», sagte ich.

«Sicher?»

Ich war mir sicher, schließlich hatte ich ihn gerade erst gesehen. Wichtiger war mir, ob sie ihn da behalten könnten, er hatte ja gedroht mich umzubringen, wenn ich zur Polizei ginge.

«Eigentlich nicht», meinte der Kommissar, der auch meine Aussage aufgenommen hatte, doch: Sie hatten ebenfalls den Kleinen gefunden, übel zugerichtet, er befand sich momentan auf der Intensivstation im Krankenhaus von Cēsis. «Kārlis Krastiņš steht unter Verdacht», meinte der Kommissar ernst, «versucht zu haben seinen Komplizen zu töten. Bis wir seine Aussage haben, bleibt er hier.»

Sie konnten ihn noch länger da behalten, Kārlis Krastiņš hatte den Kleinen, wie sich herausstellte, unter Alkoholeinfluss während eines Streits um die zurückgegebenen Dinge, mit einer Sense aufgeschlitzt – in der Nacht, nachdem ich bei der Polizei gewesen war.

Anfang April war der Gerichtsprozess. Recht gesprochen wurde in einem Gebäude am Stadtrand von Limbaži, nahe den Sümpfen. Fünf Sitzreihen, links ein Käfig für den Angeklagten mit Gitterstäben vom Boden bis zur Decke. Die Verteidigerin war eine ältere Dame, die ihren Kopf durch die Gitterstäbe steckte und in liebevoll-mütterlichem Ton mit dem Angeklagten sprach. In der Mitte das Pult des Richters, der in schwarzer Robe auftrat, eine goldene Kette mit lettischen Symbolen umgehängt. Der Kleine war nicht da. «Ausgesagt hat er längst», meinte meine Übersetzerin.

rin, «und wird als Opfer nicht gezwungen zu erscheinen.»

Der Richter begann gewichtig die Anklagepunkte gegen Kārlis Krastiņš zu verlesen. Verteidigung und Staatsanwaltschaft hatten sich jedoch bereits im Vorfeld geeinigt. Ich stellte mir das gerne in einer Kneipe vor. Die Verteidigerin mit Rotwein, in deutlichen Worten über das Fehlen jeglicher Resozialisierungsmaßnahmen im Anschluss an das lettische Strafvollzugssystem schimpfend, der Staatsanwalt bei Wodka Paragraphen zitierend.

Nach einer Dreiviertelstunde wurde Kārlis Krastiņš ein letztes Wort zugestanden. Er bat um die Turnschuhe, die man ihm bei der Hausdurchsuchung abgenommen hatte. Dies wurde ihm gewährt und der Richter zog sich zur Urteilsfindung zurück.

Einige Monate später traf ich den Kleinen im Supermarkt, beim Gemüse. Er schien sich gut erholt zu haben. Kurz ein Moment, in dem er unsicher zu sein schien, ob ich Angst vor ihm haben würde. Dann begann er zu reden, entschuldigte sich wortreich. Auf Lettisch, ich verstand kaum etwas und doch alles. Wir schüttelten uns die Hände. Dabei hätte vielleicht ich derjenige sein müssen, der sich entschuldigte.